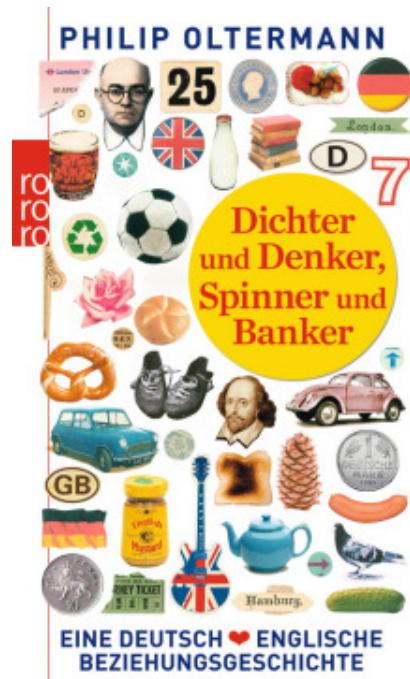


rowohlt

Leseprobe aus:

Philip Oltermann

Dichter und Denker, Spinner und Banker



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Einleitung

«Du bist sehr schön,
but we haven't been introduced.»
Blur, «*Girls and Boys*»

Einen Augenblick lang wusste ich nicht, ob das leise Rauschen aus dem Fernseher kam oder von den Kohlensäurebläschen, die auf der Oberfläche meines Wasserglases zerplatzten. Es war der 26. Juni 1996. Deutschland spielte im Wembley-Stadion im EM-Halbfinale gegen England, und ich saß auf unserem blauen Wohnzimmersofa in Norderstedt. Links und rechts von mir saßen meine Eltern. Auf dem Tisch vor uns standen drei Gläser Selters. Vor ungefähr einer Minute hatte mein Vater mir erzählt, dass seine Firma ihm eine neue Stelle in ihrem Londoner Büro angeboten hätte und dass er sich entschieden habe, dieses Angebot anzunehmen. Meine Mutter und er würden sich in den nächsten Wochen nach einer Wohnung umschauen.

Ich war damals 15 Jahre alt. Es war klar, dass ich noch zu jung war, um in Norderstedt alleine zu wohnen, und schon zu alt, um bei meiner Oma einzuziehen.

«Schmoll jetzt nicht. Du bist doch sonst immer so vernünftig für dein Alter. Wir dachten, wir könnten das vielleicht wie Erwachsene besprechen ...»

«Ich weiß ja, dass du hier so viele Freunde hast, aber ...»

«Du kennst doch Lena aus der Elften, die hat auch ein Auslandsjahr in Amerika gemacht, und jetzt ist sie Klassenbeste ...»

«Wie wär's denn hiermit: Du gehst ein Jahr lang auf eine englische Schule, und wenn's dir nicht gefällt, kannst du nach einem Jahr wieder zurückkommen.»

Meine Eltern warteten immer noch auf eine Antwort von mir, als sich die Spieler am Mittelkreis versammelten. Am Bildschirmrand stand der Spielstand: 1:1.

Ich sollte vielleicht schon im Voraus erklären, dass ich mich als Kind nie besonders für Fußball begeistern konnte. Im Gegenteil: Seit der Grundschule war ich dem Kicker-Fanatismus meiner Mitschüler aktiv aus dem Weg gegangen. An diesem Abend aber sah ich diesen Sport plötzlich mit neuen Augen. England war schon früh durch den späteren Turnier-Torschützenkönig Alan Shearer in Führung gegangen, Deutschland gelang kaum zehn Minuten später der Ausgleich durch Kaiserslauterns Stefan Kuntz. Kuntz erzielte in der zweiten Hälfte auch fast den Siegtreffer für Deutschland, allerdings wurde sein Kopfballtor wegen eines angeblichen Fouls abgerkannt. In der Nachspielzeit war wiederum England einem zweiten Treffer näher, als Paul Gascoigne vor dem leeren deutschen Tor den Ball nur um eine Zehenspitze verpasste. Da das Spiel nach 120 Minuten immer noch unentschieden stand, erklärte der Kommentator, würde es jetzt zu einem Elfmeterschießen kommen.

Mein Vater goss sich ein zweites Glas Wasser ein. Ich beäugte die Spieler am Mittelkreis etwas genauer. Die englische Mannschaft trug graue Trikots, die anscheinend mit Absicht gebleichten Jeansstoff imitierten. Auf ihren Mienen zeichnete sich Anspannung ab. Jedes Mal, wenn es ihnen gelang, den Ball in das gegnerische Tor zu schießen, verzerrten sich ihre Gesichtsausdrücke vor Erleichterung. Stuart Pearce, ein Vertei-

diger mit stechendem Blick und blondem Wuschelkopf, zwinkerte dem Publikum zu und zeigte seinen Fans so emphatisch den Daumen wie Arthur Fonzarelli in der Fernsehserie *Happy Days*. Der rundliche Paul Gascoigne mit den blond gefärbten Haaren machte eine noch merkwürdigere Bewegung, wobei er seine geballten Fäuste nach unten schnellen ließ und seine Brust stolz nach vorne schob.

Die Gesichter der deutschen Spieler verrieten weder übertriebene Freude noch unmäßige Sorge. Thomas Häfler traf links unten, Thomas Strunz hämmerte den Ball in den linken oberen Winkel, Stefan Kuntz platzierte seinen Schuss oben rechts, und sowohl bei Stefan Reuter als auch Christian Ziege segelte der Ball rechts an der Hand von David Seaman vorbei. Jeder Spieler vollzog seine Aufgabe mit allerhöchster Präzision und Konzentration, wie eine Gruppe von Wissenschaftlern, die unter Zeitdruck ein unglaublich wichtiges Experiment ausführten.

Als Nächstes war Gareth Southgate an der Reihe. War da wirklich ein Anflug von einem Runzeln auf seiner Stirn, als er sich den Ball auf dem Elfmeterpunkt zurechtlegte? «In diesem Team noch ein relativer Frischling», sagte Gerd Rubenbauer im Fernsehen. «Der sanfteste Abwehrspieler, den England hat», und, als Southgate anlief: «damit muss es jetzt vorbei sein». Köpke blockte Southgates Schuss souverän. Nun zeigte auch Rubenbauer langsam Nerven: «Und jetzt Möller! Andi Möller kann der Größte bei dieser Europameisterschaft sein, wenn er den versenkt!»

Eine kleine Erläuterung zur Person Andi Möllers. Andi Möller war ein schneller, dribbelstarker Mittelfeldspieler, der bei der deutschen Presse zu diesem Zeitpunkt besonders unbeliebt war und in der *Bild-Zeitung* nur «Heulsuse» genannt wurde, nachdem er einmal in einem Interview am Spielfeldrand geweint hatte. In den Achtzigern und Neunzigern spielte

Möller bei Eintracht Frankfurt, Juventus Turin, Borussia Dortmund und Schalke 04, und an diesem Abend führte er die deutsche Mannschaft als Kapitän aufs Feld. Möller hatte braune Locken und den Anflug einer Vokuhila-Tolle, ein Haarschnitt, der unter deutschen Fußballern auch dann noch große Beliebtheit genoss, als englische Kicker schon längst aerodynamische Kurzhaarfrisuren trugen. Am 26. Juni 1996, ungefähr um 22 Uhr, knallte Andi Möller im Wembley-Stadion einen Elfmeter – einen wuchtigen, unstoppbaren, perfekten Elfmeter – unter die Latte von David Seamans Tor. Durch Möllers Elfmeter flog England im eigenen Land aus dem Turnier, und Deutschland befand sich im Finale. Trotz all dem war ich weder entspannt noch glücklich. Der Grund dafür war Andi Möllers Torjubel.

Die Geschichte des Torjubels im internationalen Fußball ist ebenso seltsam wie kurz. Richtet man sich nach Fernsehbildern bis ca. 1990, so zeigten Torschützen ihre Freude höchstens dadurch, dass sie in ihre eigene Spielhälfte zurückliefen und ihre Mitspieler umarmten. Bei besonders dramatischen Treffern sprang ein Spieler vielleicht einmal in die Luft oder wirbelte seine Arme durch die Gegend. Wenn Kevin Keegan zum Beispiel ein Tor schoss, blieb er einfach auf einem Fleck stehen und stieß seine Fäuste so druckvoll in den Himmel, dass sich seine Wirbelsäule krümmte wie ein umgekehrtes C. Keegan jubelte nur für sich, nicht für die Leute, die um ihn herumstanden.

Im modernen Fußball ist das alles anders. Die Bewegung geht nach außen, nicht nach innen – in Richtung der Fanblöcke bei den Eckfahnen oder direkt zu den Kameras an der Seitenlinie. Dazu sind die Darbietungen oft auf selbstbewusste Weise theatralisch. So hatte Paul Gascoigne sein Tor im Gruppenspiel gegen Schottland bejubelt, indem er sich rücklings auf den Rasen warf und sich von seinen Mitspielern aus

einer Plastikflasche Wasser in den Rachen spritzen ließ – ein zwinkernder Verweis auf die berüchtigten Trinkspiele, die angeblich im englischen Trainingscamp praktiziert wurden. So schwer man es sich vorstellen mag: Der deutsche Torjubel war noch viel, viel schlimmer.

Der Ball war noch nicht ganz zum Stillstand gekommen, als Andi Möller bereits nach rechts abdrehte, in Richtung des deutschen Blocks. Neben der Eckfahne blieb Möller abrupt stehen, blähte seine Brust auf und legte seine Hände so auf die Hüfte, dass die Ellenbogen jeweils zwei perfekte dreieckige Flügelchen bildeten. Andi Möller sah aus wie der eitelste Hahn auf dem Bauernhof. Es war der arroganteste, bizarrste Torjubel, den ein englisches Fernsehpublikum je gesehen hatte.

Ich wusste zu diesem Zeitpunkt weder, dass das englische Wort für «Hahn» ein genauso beliebtes Schimpfwort ist wie der Nachname von Stefan Kuntz. Trotzdem konnte ich mir gut vorstellen, dass in den Pubs auf der Insel an diesem Abend mit Schimpfwörtern nicht gegeizt wurde. Vor allem aber hatte ich das klamme Gefühl, dass Andi Möllers Torjubel die Anwohner Großbritanniens denkbar schlecht auf den Besuch der Familie Oltermann vorbereiten würde.

*

Ich frage mich manchmal, ob Deutschland in meiner eigenen Lebenszeit mit mehr Leidenschaft gehasst wurde als in den 1910ern oder 1940ern. Das hört sich vielleicht provokativ an, ist aber doch nur schlüssig. Nimmt man die Welt des Sports als eine Art Projektionsfläche, auf der Nationen ihren echten Gefühlen freien Lauf lassen können, so gibt es hier Indizien, die sich nur schwer ignorieren lassen. Die Ungarn hassten uns beim Fußball, weil wir angeblich gedopt waren, als wir sie im Finale von 1954 besiegten. Die Franzosen hassten uns, weil

unser Torwart Harald «Toni» Schumacher bei der WM 1982 den Verteidiger Patrick Battiston mit einem Bodycheck fast ums Leben gebracht hätte. Als Battiston blutend und ohnmächtig am Boden lag und Millionen von Fernsehzuschauern um das Leben des Franzosen fürchteten, lehnte Schumacher an seinem Pfosten und kaute mit kaum versteckter Verachtung Kaugummi (sowieso waren es oft die Torhüter, denen es gelang, Erinnerungen an Deutschlands Ruf als «Madman of Europe» wachzurufen). Die Algerier hassten uns auch, nicht nur wegen unserer Torhüter, sondern weil wir sie 1982 mit einem abgekartenen 1:0 gegen Österreich aus der WM geworfen hatten. Die Argentinier hassten uns, weil wir im Finale von 1990 gegen sie gewonnen hatten. Bei den Spaniern wiederum war es etwas komplizierter, weil sie uns einerseits heimlich für unsere Erfolge beneideten, uns andererseits aber von Grund auf unsympathisch fanden (ich stieß einst auf eine alte Ausgabe von *El País*, in der ein Foto von zwei deutschen Fußballern mit der folgenden sachlichen Bildunterschrift versehen war: «Paul Breitner und Uli Stielike, zwei hässliche Deutsche»). Die Holländer? Die Holländer hassten uns unverhohlene als alle anderen. So sehr hassten sie uns, dass ein holländischer Nationalspieler seinem deutschen Gegenspieler in die Vokuhila-Frisur spuckte – nicht nur einmal, sondern gleich zweimal in einem Spiel. So sehr, dass ein holländischer Spieler nach einem Spiel im Jahre 1988 so tat, als würde er sich mit dem Trikot seines deutschen Gegenspielers den Hintern abwischen. Das logische Ergebnis dieses Trends: Mitte der Neunziger hasste man uns Deutsche auf der ganzen Welt. Für die Deutschen Sympathie zu spüren wäre in etwa so, als würde man weinen, wenn am Ende von *Star Wars* der Todesstern explodiert: eine nicht nur unwahrscheinliche Reaktion, sondern auch ganz und gar unnatürlich.

Was hielten die Engländer von uns? Fairerweise muss man

sagen, dass die Deutschen auf den Britischen Inseln anfänglich etwas zurückhaltender gehasst wurden als anderswo. Ein fast schon versöhnlicher Ton klang bei der ersten ernsten Fußballbegegnung der Nachkriegszeit an. Vor dem WM-Finale von 1966 in Wembley berichteten deutsche Zeitungen von der bemerkenswerten «Fair-Play-Haltung» der englischen Fans. Das Ausbuhen der deutschen Nationalhymne, welches später zum Repertoire der deutsch-englischen Fußballrivalität gehören sollte, gab es 1966 noch nicht. Nur die *Daily Mail* konnte sich einen Seitenhieb nicht verkneifen: «Falls Deutschland uns heute in Wembley in unserem Nationalsport schlägt, können wir sie immer noch daran erinnern, dass wir sie erst vor kurzer Zeit zweimal in ihrem geschlagen haben.» Vierzig Jahre später war der Ton in der englischen Presse weniger freundlich. Die Titelseite des *Daily Mirror* ist weit bekannt: «Achtung! Surrender!» stand neben einer Fotomontage von Paul Gascoigne und Stuart Pearce mit Stahlhelmen. Der *Daily Star* gab «Watch out Krauts. England are going to bomb you to bits» zum Besten, der *Sun* fiel «Let's Blitz Fritz» ein.

Deutsche erschrecken leicht vor englischen Schlagzeilen. Es herrscht hier ein direkter Ton und egalitärer Ethos, nach dem man in der deutschen Presse lange suchen muss: Jeder wird angemotzt, ob Freund, ob Feind, ob reich, ob arm. Aber vielleicht sind das Ausreden. Und dafür, was nach dem EM-Finale von 1996 geschah, reichen Ausreden leider nicht. In der Nacht vom 26. auf den 27. Juni 1996 wurden auf den Britischen Inseln über 200 Menschen wegen antideutscher Gewalttaten festgenommen. In London wurden sechs Leute während Unruhen am Trafalgar Square festgenommen; einem Mann Mitte dreißig wurde dabei mit einer abgebrochenen Flasche der Hals aufgeschlitzt. In dem Hafenort Exmouth in der Grafschaft Devon wurde ein Volkswagen von einer Gruppe Jugendlicher demoliert, die man vorher rufen hörte:

«Guckt mal, ein deutsches Auto.» In Birmingham wurden die Schaufenster eines BMW-Händlers zerschmettert. In einem Park in Hove, Sussex, wurde ein Jugendlicher fünfmal ins Gesicht und in den Hals gestochen, weil er deutsch aussah. Der Junge war ungefähr so alt wie ich. Wie sich später herausstellte, war er in Wirklichkeit Russe.

Es wäre einfach, die Schuld für diese Gewalttaten dem Fußball zuzuschreiben, mit seiner explosiven Mischung aus Gruppenzwang, Endorphinen und Enttäuschung. In Wirklichkeit hatte die Verschlechterung in den deutsch-englischen Beziehungen in den Neunziger Jahren aber wenig mit Sport zu tun. Auch zwischen Männern und Frauen in grauen Anzügen herrschte plötzlich Funkstille. Dass West- und Ostdeutschland seit 1990 wieder ein Land waren, erklärt diesen Stimmungswechsel zumindest teilweise. Was auf dem Festland und vor allem in Osteuropa größtenteils begrüßt wurde, beobachtete man von Westminster aus mit Skepsis. Am 23. September 1989, nur wenige Wochen bevor Ossis und Wessis auf der bröckelnden Berliner Mauer tanzten, sagte Premierministerin Margaret Thatcher zu Michail Gorbatschow: «Großbritannien und Westeuropa haben kein Interesse an der Wiedervereinigung Deutschlands.» Dass Thatcher aus ihrer Deutschlandskepsis keinen Hehl machte, wirkte sich wiederum unvorteilhaft auf das britische Image in Deutschland aus. Großbritanniens Botschafter in Berlin meldete um diese Zeit, dass sein Heimatland in Deutschland nicht nur als das negativste der drei ehemaligen alliierten Westmächte betrachtet wurde, sondern auch als das Land, dessen Meinung man am wenigsten Bedeutung schenkte. Der Ruf der Britischen Inseln, sagte er seinen Kollegen im Regierungsviertel Whitehall am 22. Februar 1990, «war so tief gesunken wie seit Jahren nicht mehr».

Was den Ruf Deutschlands in Großbritannien anging, so ging es auch hier beängstigend steil bergab. In der Presse war

man sich einig, dass die Schuld für den britischen Rauswurf aus dem europäischen Wechselkursmechanismus am «Schwarzen Mittwoch» vom 16. September 1992 hauptsächlich bei der deutschen Bundesbank lag. Hatten sich 1977 nur 23 Prozent der Bevölkerung Sorgen über ein Wiederaufleben des deutschen Nationalsozialismus gemacht, so fürchteten sich 1992 einer Umfrage nach ganze 53 Prozent vor deutscher Vorherrschaft. Genauer gesagt hatten viele Briten besonders Angst davor, dass die Nazis ihren Racheplan hinter der Fahne der Europäischen Union verbergen wollten – eine Meinung, die im Laufe der nächsten zehn Jahre auf der Insel immer salonfähiger wurde. Nach Experten, die solche Thesen bekräftigten, brauchte man nicht lange zu suchen. An einem Wochenende im März 1990 lud Margaret Thatcher die führenden Historiker der Nation auf den Landsitz von Chequers ein, um deren Meinungen über Deutschlands Geist und Geschichte zu hören. Einem Memorandum nach, welches später der Presse zugespielt wurde, diskutierte man auf dem Landsitz typisch deutsche Eigenschaften wie «neurotische Angst, Aggressivität, Rechthaberei, Schikaniererei, Egotismus, Minderwertigkeitskomplexe und Sentimentalität». Im Juli 1990 schrieb der damalige Staatssekretär für Handel und Industrie, Nicholas Ridley, einen Artikel für die Politikzeitschrift *The Spectator*, in welchem er die Währungsunion als «deutsches Schwindelgeschäft» bezeichnete, mit dem die «deutsche Übernahme von ganz Europa» vorbereitet werden sollte. Im Jahr 1995 malte der Historiker Andrew Roberts in seinem Roman *The Aachen Memorandum* eine düstere Zukunftsvision aus: Im Europa von 2045 werden die «United States of Europe» von deutschen Bürokraten kontrolliert, Margaret Thatcher ist ermordet worden, die Waterloo Station wurde in «Maastricht Station» umbenannt, und der Staat verfolgt Frauen, die sich nicht ihre Achseln rasieren. Am 26. Juni 1996, dem Tag des

EM-Halbfinales in Wembley, konnte man in der *Times* einen Gastbeitrag des konservativen Ministers John Redwood lesen, der die Briten dazu ermutigte, «das Problem Deutschland neu zu überdenken», nachdem Helmut Kohl das Vereinigte Königreich gedrängt hatte, eine aktiver Rolle in der EU zu spielen. Sein Fazit hätte sich sicherlich nicht schlecht auf einem jener Poster gemacht, mit denen im Ersten Weltkrieg für Kriegsanleihen geworben wurde: «Treter den Deutschen mutig entgegen, sowohl auf dem Spielfeld als auch im Leben.» Leider gingen die Deutschen in den Neunzigern meistens als Sieger vom Platz – nicht nur in Wembley, sondern auch in Wimbledon: Zwischen 1985 und 1996 gab es nicht weniger als 14 deutsche Endspielsieger bei dem traditionellsten aller Tennisturniere. Großbritannien hingegen ging leer aus. Die Premierministerin irritierte dies auf zunehmend spürbare Weise: «Falls Boris Becker dieses Jahr wieder gewinnt», flüsterte ein Kabinettsminister einem Journalisten im Jahr 1990 zu, «wird Margaret in der Sitzung morgen unerträglich sein.»

War Maggie Thatcher also daran schuld, dass wir Deutschen so verhasst waren? Es wäre schön, wenn alles nur so einfach wäre. Das Problem mit Deutschland in den Neunzigern war schließlich, dass uns nicht nur unsere europäischen Nachbarn nicht mochten. Der amerikanische Dichter C. K. Williams beschrieb es in der Zeit einmal so: Aus Deutschland wurde im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts eine «symbolische Nation», eine leere Fläche, auf die jeder seinen Frust mit der ganzen Welt projektiert hatte. Deutschland war ein so perfekter symbolischer Bösewicht, dass sogar wir Deutschen selbst damit angefangen hatten, Deutschland zu hassen. Als ich vor rund zwanzig Jahren das erste Mal in Berlin war, fiel mir in der Nähe vom Bahnhof Warschauer Straße ein Graffiti mit dem Schriftzug «Deutschland verrecke» auf. Jedes Mal, wenn ich seitdem in Berlin gewesen bin, habe ich diese

Worte wieder gesehen: Entweder hat keiner den Willen, sie wegzuwischen, oder es gibt genug Willige, die sie immer wieder neu an die Wand sprayen. Anfang der Neunziger war es nicht nur Maggie Thatcher, die sich Sorgen um die Wiederkehr rechtsradikalen Gedankenguts machte, sondern auch wir Deutschen selbst. Nach den Anschlägen von Rostock und Mölln waren wir uns plötzlich nicht mehr so sicher, dass es den «bösen Deutschen» wirklich nicht gab. Ich erinnere mich, wie meine Eltern, meine Geschwister und ich bei der Lichterkette in Hamburg teilnahmen und wie dort an der Alster Aufkleber verteilt wurden, auf denen stand: «Ausländer, lasst uns nicht mit den Deutschen alleine.» Denn in dem Jahrzehnt, in dem wir Deutschen mehr verhasst waren als je zuvor, wollten wir auch mehr als je zuvor geliebt werden.

Natürlich gab es 1996 finanzielle Gründe, weshalb mein Vater das Angebot aus London angenommen hatte. Aber rückblickend frage ich mich, ob die echten Beweggründe eher psychologischer Natur waren. Mehr als jede andere Stadt in Europa erschien London uns damals als ein Ort, in dem Nationalität nur Nebensache war. London, das versprach Multikulturalismus, Weltoffenheit und persönliche Freiheit. Ich kann mir auch heute kaum so etwas wie «Deutschland verrecke» in London vorstellen. «I'll dance on Thatcher's grave» oder auch «Fuck off Blair»: Das ist durchaus möglich. Sogar «Shoot the Queen» ist vorstellbar. Aber «Die, Great Britain, die!»? «Fuck England»? Das ganze Land mit seinen Gegensätzen? Cream Teas und Fry-Up? Elgar und The Smiths? Enid Blyton und Harold Pinter? Der britische Nationalcharakter lässt sich gerade deshalb so schwer zusammenfassen, weil er so breit gefächert ist. Sowohl offizielle als auch alternative Vorstellungen dessen, was «typisch britisch» ist, passen in dieses Spektrum. Es gibt so viele verschiedene Versionen von Großbritannien – das konservative Großbritannien Middle Eng-

lands, das romantische Großbritannien der walisischen Täler, das rustikale Großbritannien der schottischen Highlands, das multikulturelle Großbritannien Londons, dass sich jeder Brite schwertun würde, seine patriotischen Gefühle komplett zu unterdrücken.

Meine Eltern und ich waren nicht die einzigen Deutschen, die 1996 mit einem Transfer auf die Insel liebäugelten. 1997 stieg die Zahl derer, die im Vereinigten Königreich wohnten, aber in Deutschland geboren waren, auf 227 900: Deutsche bildeten die drittgrößte im Ausland geborene Bevölkerungsgruppe, weit vor den Pakistanis, Polen, Jamaikanern, Ghanaiern, Australiern und Amerikanern. (Eine Fußnote dazu: Ein unspezifizierter Teil dieser Gruppe besteht aus Briten, deren Eltern durch die Armee in Deutschland stationiert waren.) Wir waren drei dieser 227 900. Denn nachdem Andi Möller seinen Elfmeter versenkt, Paul Gascoigne den weinenden Gareth Southgate umarmt und Hunderte englischer Fans ihre Pubs auf der Suche nach deutschen Autos verlassen hatten, beantwortete ich schließlich die Frage, die meine Eltern mir gestellt hatten. Ja, ich wollte es mit England versuchen. Aber wenn es mir nicht gefiel, dann durfte ich nach einem Jahr wieder zurück. So oder gar nicht. Wir schüttelten Hände und stießen mit unseren Gläsern Selters an.

*

Nachdem man die Engländer im Elfmeterschießen abgefertigt hatte, gewann die deutsche Nationalmannschaft auch das Finale gegen Tschechien. Nach dem Schlusspfiff ging Spiel-führer Jürgen Klinsmann zur «Royal Box» auf der Tribüne und nahm den Pokal von Queen Elizabeth persönlich in Empfang. Mir schien dies ein vielversprechendes Zeichen zu sein, denn Klinsmann – ehemaliger Stürmer der Tottenham Hotspurs

und der erste ausländische «Spieler des Jahres» in der Premier League – verkörperte ein anderes, weniger ernstes Deutschland. Bei seiner ersten Londoner Pressekonferenz hatte Klinsmann eine Taucherbrille getragen, eine ironische Hommage an seinen Ruf als «Diver» oder Schwalbenkönig. Ganz sicher, ob meine neuen Mitschüler diesen feinen Unterschied bemerkten würden, war ich mir trotzdem nicht. Wenn mein Lehrer den deutschen Neuankömmling vorstellte, würden meine Klassenkameraden nicht automatisch an Andi Möllers arrogante Gockelpose denken?

Man sagt den Deutschen nach, sie wären in sozialen Situationen oft unterkühlt und unangenehm direkt. In Wirklichkeit sehnt sich der Deutsche permanent nach menschlicher Nähe, ob beim obsessiven Hang zum Händeschütteln oder dem albernen Bestehen aufs Sich-in-die-Augen-Gucken beim Anstoßen. Im Vergleich zu den Briten ist die deutsche Vorstellung von Freundschaft fast schon unverschämt romantisch. Der deutsche «Freund» ist mehr als der *mate*, *pal* oder *chum*: Freundschaft ist eine ideologische Kategorie, ein «heiliges deutsches Konzept», wie der englische Schriftsteller Christopher Isherwood es einmal beschrieb. «Ein Freund, ein guter Freund, das ist das Schönste, was es gibt auf der Welt», besagt ein beliebtes Lied aus den dreißiger Jahren. Der deutsche Freundschaftskult steht nicht nur hinter dem ewigen Erfolg von Karl Mays Blutsbrüderschaftsromanen, sondern auch der Wertschätzung «deutscher Tugenden» im Fußball. Während das englische «Fair Play»-Ethos vorschreibt, dass ein jeder Spieler auf dem Platz jedem anderen Spieler die gleiche Menge Respekt gebühren soll, schwebt den Deutschen das Ideal der «Mannschaft» vor, einer eng geschnürten emotionalen Einheit, in der aus vielen einer wird. «Elf Freunde müsst ihr sein, wenn ihr Siege wollt erringen» steht auf der Bundesliga-Meisterschale. Ich war in dieser Hinsicht zweifellos typisch

deutsch. Wenn ich über unseren Umzug nach England nachdachte, kam ich an einem Gedanken nicht vorbei: Würde ich in London Freunde finden?

Auch die folgende Geschichte sagt etwas über deutsche Freundschaftsromantik aus. Man sagt, kurze Zeit vor dem Mauerfall habe der deutsche Bundeskanzler die britische Premierministerin in seine Lieblingskneipe in Rheinland-Pfalz eingeladen. Helmut Kohl war es offensichtlich wichtig, seine Beziehung zur für ihre Streitlustigkeit berühmten «Iron Lady» aufzubessern. Da persönlich ausgewählte Geschenke bei vergangenen Staatstreffen keinen besonderen Eindruck hinterlassen hatten, entschloss sich Kohl, Thatcher diesmal eine exklusive Führung durch die Geheimnisse deutscher Kochkunst zu schenken. Die beiden Staatshäupter setzten sich zu Tisch und entfalteten ihre Servietten. Kurz vor dem Hauptgericht fragte Thatcher provozierend, ob es sich bei der Serviette vielleicht in Wirklichkeit um eine weiße Fahne handele. Als das Essen serviert wurde, verstummte Thatcher. Kohl hatte sich für einen deutschen Klassiker entschieden, der seinem Gegenüber lange in Erinnerung bleiben sollte: In Innereien gewickeltes Schweinefleisch, Brät und gedünstete Kartoffeln, mit einer Portion Karotten und Sauerkraut als Beilage – Saumagen, das Leibgericht des Kanzlers. Thatchers Berater Charles Powell erinnerte sich später daran, dass die Premierministerin das Essen so lange mit ihrem Besteck auf dem Teller herumschob, bis es wenigstens so aussah, als hätte sie ein Paar Bissen verzehrt.

Direkt nach dem gemeinsamen Mahl gab es eine Führung durch den Speyerer Dom. Für den deutschen Kanzler hätte es zu dieser Gelegenheit keinen symbolischeren Ort geben können, lagen doch in den Katakomben der eindrucksvollen romanischen Kirche die Gebeine der römisch-deutschen Kaiser, jener Pioniere europäischer Vereinigung. Während Thatcher

durch die Kathedrale wanderte, zog Kohl Powell plötzlich hinter eine Säule und sagte: «Jetzt, wo sie mich hier in meiner Heimat gesehen hat, mitten im Herzen von Europa, so nah an Frankreich, wird sie doch sicherlich bald merken, dass ich weniger Deutscher bin als Europäer.» Kurz später verabschiedeten sich die beiden Staatshäupter. Thatchers Auto fuhr zum Frankfurter Flughafen, wo die Iron Lady in ihren Charterflug einstieg, sich in ihren Sitz fallen ließ und ihren Berater anguckte: «Charles, dieser Mann ist *so* deutsch!»

*

Ich mag diese Geschichte deshalb so gerne, weil sie die diversen komplizierten Faktoren andeutet, die ins Spiel kommen, wenn sich Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen treffen. Für Kohl war die Darbietung seines Lieblingsessens so etwas wie ein Freundschaftsangebot, eine unterwürfige Geste. In Shakespeares *Othello* gibt es eine Stelle, an der der «Mohr von Venedig» dem Edelmann Brabantio gesteht: «Ich bin von rauhem Wort, / Und schlecht begabt mit milder Friedensrede.» Dies sind meine Schwächen, zeig mir deine: Das war auch die Geste hinter dem Saumagen. Für Thatcher wiederum war diese Kalorienbombe einfach ein Symbol für Deutschlands monsterhaften Appetit. Wer weiß, vielleicht wollte dieser Riese ja Großbritannien zum Nachtisch vernaschen.

Anekdoten über Begegnungen dieser Art faszinieren mich, seit ich in England wohne. Durch sie entsteht ein Bild deutsch-englischer Beziehungen, das nicht nur nuancierter ist, als Umfragen oder Statistiken es jemals sein können, sondern auch ehrlicher. Wenn sich zwei Menschen verschiedener Herkunft treffen, ist das immer auch ein Test für Klischees und Stereotype, die wir mit diesen Ländern assoziieren. Manchmal

entpuppen sich diese Klischees als eben das: antiquierte Vorurteile, die eher auf Filmen und Büchern basieren als auf der Wirklichkeit. Manchmal, wie es bei Kohl und Thatcher der Fall war oder bei England–Deutschland in Wembley, bestätigen und verhärten sich diese Vorurteile nur.

In diesem Buch will ich anhand einer Reihe von historischen Begegnungen erforschen, was es heißt, deutsch oder englisch zu sein. Manche dieser Begegnungen sind öffentliche Angelegenheiten, also Staatsbesuche oder Veranstaltungen vor großem Publikum. Andere sind weniger spektakulär: Zufälle, Menschen, die in den Fluren der Geschichte aneinander vorbeistreifen, Begegnungen, die hätten sein sollen, aber nie stattfanden. Einige sind erfolgreich, andere verlaufen katastrophal. Einige von ihnen bedeuten etwas, andere eher nicht. Nur wenige setzen sich direkt mit den zwei Weltkriegen auseinander. Der Grund dafür ist einfach. Im dunkelsten Kapitel in Europas Geschichte wurden viel mehr intime Kontakte gekappt als geknüpft. Dabei war der Austausch von Ideen, Waren und Menschen zwischen den beiden Ländern davor und danach viel spannender.